

DIE HOFFNUNGSLOSIGKEIT NICHT ALLEIN LASSEN. AM FISCHMARKT ROCH ES NACH ELBE UND ENDE

Veröffentlicht in: Junge Kirche. Unterwegs für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Uelzen: Erev-Rav, Verein für biblische und politische Bildung; Bd. 86 (2025), 4, S. 13-15

Am Fischmarkt roch es nach Elbe und nach Ende

Am Fischmarkt roch es nach Elbe und nach Ende. 2.500 Menschen, sagte die Presse, aber ich zählte die Lücken zwischen den Körpern, die Abstände in den Sprechchören. Meine beiden Jungs waren mit dabei, anfangs noch neugierig, dann zunehmend unruhig. Es gab Plakate zum Ausmalen für die Kinder, aber das reichte nicht lange. Während die Rednerin über Gasförderung vor Borkum sprach, zerrten sie an meinem Arm. Ich wurde schneller genervt – von ihnen, von mir, vom immer Gleichen auf der Bühne.

„Power to the people“ – hört sich inzwischen an wie ein Song, den man einfach schon zu oft gehört hat. Das Englisch klingt müde in der Hamburger Luft, als hätten die Worte zu oft die Reise über den Atlantik gemacht. Auf den Plakaten steht ‚Sauberes Gas - dreckige Lüge‘ – nicht ganz neu, und ich denke an den Spruch ‚Lügen haben kurze Beine‘. Aber was passiert, wenn die Wahrheit auch nicht mehr laufen kann?

Das Mikrofon quietscht. Die junge Rednerin spricht von dem Abkommen zur Gasförderung, das die Bundesregierung gerade unterzeichnet hat – trotz laufender Gerichtsverfahren, trotz Protesten. Von Bundeswirtschaftsministerin Reiche, in deren Verantwortungsbereich das fällt. Sie spricht von der Zukunft, als wäre sie eine Brieffreundin, die nicht mehr antwortet. Ich stehe hier am 20.9.2025, weil ich vor zwei Jahren auch auf der Demo stand und auch vor sechs Jahren, als es noch gut vierzig Mal so viele Demonstrierende waren. Damals fühlte sich das Stehen an wie Bewegung. Heute ist es nur Stehen.

Neben mir Gesichter, die glauben oder hoffen, dass sie das Richtige tun, aber die sich vielleicht auch fragen: Warum?

Was bleibt vom eigenen Engagement übrig, wenn der gesellschaftliche Rückenwind nachlässt? Dietrich Bonhoeffer schrieb in „Gemeinsames Leben“ über die Angewiesenheit des Menschen auf Gemeinschaft – nicht nur für Trost, sondern für die Kraft zum Handeln selbst. Aber was geschieht, wenn diese Gemeinschaft müde wird, wenn die kollektiven Narrative brüchig werden?

Später, bei der Veranstaltung von Churches for future Hamburg „Glaub mal! Klima geht uns alle an“ (1.10.25), sagte Lukas etwas, das hängen blieb. Er meinte, er hätte sich auf der Demo auch gelangweilt. Eigentlich habe er nur einen Ort für seine Hoffnungslosigkeit gesucht. Nicht für Parolen, die schon bekannt sind – sondern einen

Raum, wo diese Verzweiflung sein durfte. Wo sie nicht sofort übertönt wird von „Wir schaffen das“ oder „Jede Stimme zählt“.

Das traf etwas. Vielleicht ist genau das das Problem: Wir haben keine Orte mehr für die Hoffnungslosigkeit. Keinen Glauben daran, dass auch sie zu Gott gehört. Nur noch das Postulat, dass sie überwunden werden muss – ohne dass jemand richtig zeigt, wie.

Wenn die Welt nicht mehr antwortet

Bonhoeffer wusste um die Fragilität jeder menschlichen Gemeinschaft. „Eine christliche Gemeinschaft lebt aus der Fürbitte der Glieder füreinander, oder sie geht zugrunde“, schrieb er 1939 in Finkenwalde (Gemeinsames Leben, München⁷ 1953, S. 57). Was für die kirchliche Gemeinschaft galt, trifft auch auf politische Bewegungen zu: Sie leben von der Gewissheit, nicht allein zu stehen. Die Theologin Dorothee Sölle würde hinzufügen: Auch die Phantasie braucht Gemeinschaft – die Fähigkeit, sich eine andere Welt vorzustellen, verkümmert in der Isolation.

Der Soziologe Axel Honneth hat in seinen Arbeiten zur Anerkennungstheorie gezeigt, warum unser Engagement strukturell auf Anerkennung angewiesen ist – wir brauchen die Resonanz anderer, um zu spüren, dass unser Handeln Sinn macht. Hartmut Rosa spricht in seinem 2016 erschienenen gleichnamigen Buch von ‚Resonanz‘ als Grundbedingung gelingenden Weltbezugs: Wir müssen uns als wirksam erleben, müssen spüren, dass die Welt auf uns antwortet.

Rosa definiert Resonanz als „eine durch Affizierung und Emotion, intrinsisches Interesse und Selbstwirksamkeitserwartung gebildete Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren“ (Rosa 2016, S. 298). Das klingt zunächst abstrakt, meint aber etwas sehr Konkretes: Resonanz entsteht, wenn etwas in mir zum Schwingen kommt und gleichzeitig in der Welt draußen etwas in Bewegung gerät. Ich berühre die Welt, und die Welt berührt mich zurück – und beide Seiten verändern sich durch diese Berührung.

Das ist etwas anderes als ein Echo. Ein Echo gibt mir nur zurück, was ich selbst hineingerufen habe. Resonanz dagegen bedeutet: Die Welt antwortet mit eigener Stimme. Sie widerspricht mir vielleicht, überrascht mich, fordert mich heraus – aber sie ignoriert mich nicht. Diese Erfahrung, dass da draußen etwas ist, das auf mich reagiert, das sich durch mich verändert und mich dadurch verändert, ist für Rosa die Grundlage eines gelingenden Lebens.

Am Fischmarkt aber spürte ich dies nicht. Die Sprechchöre schienen zu verhallen. Die Transparente wurden hochgehalten, aber niemand schien sie wirklich zu sehen. Es war, als würden wir in einen Raum hineinrufen, der nichts zurückgibt.

Doch was geschieht, wenn diese Antwort ausbleibt? Wenn aus dem Dialog ein Monolog wird? Rosa nennt die Basis für Resonanzerfahrung „Resonanzvertrauen“ – die Hoffnung,

richtig, dass uns andere mittragen, wenn unsere eigene Kraft erlahmt. Mitläufertum wird erst dann problematisch, wenn es prinzipienlos wird – wenn man sich jedem Trend anpasst, je nachdem, wo gerade die Mehrheit ist.

Die Frage ist also nicht: Bin ich jemals mitgelaufen? Sondern: Bleibe ich, wenn die anderen gehen?

Eine andere Grammatik

Wenn der Applaus verstummt, treten andere Formen von Hoffnung hervor. Im Dezember 2024 trafen sich auf dem Autohof Altenwerder Menschen, die sonst kaum zusammenkommen. Die Pop-Up-Church, der Kirchliche Dienst in der Arbeitswelt und ehrenamtliche Helferinnen begegneten 80 Fernfahrer*innen aus Rumänien, Polen, Bulgarien und der Ukraine – jenen Menschen, die unsere Warenwelt am Laufen halten, oft unsichtbar, immer unterwegs.

80 Geschenktüten. Mehr nicht. Und doch alles: ein Schoko-Nikolaus, Mandarinen. Ein Gespräch. Eine kurze Unterbrechung in einem System, das Menschen zu Funktionen reduziert. Hoffnung nicht als großes Versprechen, sondern als kleine Aufmerksamkeit. Als Geste, die sagt: Du bist mehr als deine Leistung. Du bist gesehen. Ist das nicht bereits eine andere Grammatik der Hoffnung?

Ich denke an die Samariterin am Jakobsbrunnen: Sie geht Jesus nicht aus dem Weg, obwohl alle Konventionen dagegen sprechen. Sie lässt sich auf das Gespräch ein, fordert ihn heraus, stellt Gegenfragen. Hier wird Hoffnung zur Unterbrechung – nicht weil Jesus sie ‚rettet‘, sondern weil beide Seiten sich verändern lassen.

Was trägt?

Aber was trägt am Fischmarkt, wenn die Begegnung mit anders Denkenden ausbleibt? Fulbert Steffensky, der viel über das ‚Leben gegen den Strich‘ nachgedacht hat, würde vermutlich sagen: Hier beginnt erst die eigentliche Arbeit. Das Aushalten der Niederlagen, das Weitermachen ohne den großen Applaus, das Unterscheiden zwischen äußerer Bestätigung und innerer Berufung. Vielleicht ist die Frage nicht, wie wir die alte Kraft zurückgewinnen, sondern welche andere Art von Hoffnung trägt, wenn die Euphorie vorbei ist.

Vielleicht ist das der erste Schritt: Räume zu schaffen, in denen die Verzweiflung sein darf. Nicht um in ihr zu versinken, sondern um sie auszuhalten – gemeinsam. Bonhoeffer würde sagen: in der Fürbitte füreinander.

Keine Heroik also. Eher ein simples, hartes Bleiben: nicht wissen, wohin – und dennoch stehenbleiben, um zu sehen, wer bleibt. Die Möwen kreischen. Ich bleibe noch einen Moment. Nicht, weil sich etwas ändert, sondern weil Hoffnung auch bedeuten kann, die Hoffnungslosigkeit nicht allein zu lassen.

Zum Autor:

Dr. Constantin Gröhn ist wissenschaftlicher Referent für Theologie und Wirtschaftsethik beim Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt der Nordkirche und Pastor der Ev.-Luth. Kirche in Norddeutschland